



in ihnen nicht unglücklich fühlte, und so hat er eine weit spätere Zeit sich des Guten der Sölephischen Reicern zu erfreuen gehabt.

Aus dem Leben jener Zeit hat Karoline Böhler in ihren Wiener Selbstbildern mit dankenswerther Treue sehr interessante Schilderungen gegeben, die um so beachtenswerther sind, weil ähnliche Schauplätze aus den westlichen Fürstenthümern und Städten fast ganz fehlen; denn selten finden wir so getreue Sittenbildnerinnen wie in Weingens Buche über Vorarlberg so schätzbare Beiträge zur Kenntnis der schwebischen Treuepflicht, sittlichen Gegebenheit und Behaglichkeit im Gemüthe eines bescheidenen Gläubigen als in Pabls Denkwürdigkeiten, oder so aufrichtige Bekenntnisse, wie in Neuffers und Weizels Selbstbiographien. Wer sonst etwas über die Reichsstädte und geistlichen Fürstenthümer am Rhein, in Schwaben und Franken in den letzten fünfzig Jahren des deutschen Reichs wissen will, muß es mühsam aus verzeigten Aufzeichnungen, Zeitungsnachrichten und Reisebeschreibungen zusammenfinden, wie denn auch größere Werke und Spezialgeschichten über Fürsten und Gebietsteile im westlichen Deutschland das innere Leben, die häuslichen und geistlichen Verhältnisse ganz unberücksichtigt lassen.

Wir wollen nun gerade nicht sagen, das dem innern Leben der Norddeutschen in Spezialwerken und Monographien überall die rechte Berücksichtigung geschenkt sei; aber für den heutigen Beobachter stellt sich das Verhältnis doch günstiger. Friedrichs II. Taten hatten geistige Regsamkeit in das deutsche Leben und neuen Gehalt in die deutsche Poesie gebracht; die besten Köpfe in allen Fächern menschlichen Wissens waren zur Schriftstelleri veranlaßt, und der bedeutenden Anzahl vortrefflicher Männer, deren Augen in die heiligen Jahre fällt (wir nennen nur Goethe, Jung Stilling, Niebuhr, Voss, Arnst, Jacobs, Halem, Steffens, Stromed, Kriemere), verdanken wir die schätzbaren Nachrichten über das häusliche und geistliche Leben des protestantischen Deutschlands in der Zeit vom siebenjährigen Kriege bis zum Ausbruch der französischen Revolution. So glaubwürdigen Berichterstattungen können wir auch ohne jedesmalige Neuerung folgen. Es war dies eine Zeit des bescheidenen, ruhigen Lebens, der zu gediegen war, um seine Bestrebungen nicht auch auf dasjenige zu erstrecken, was man damals schone Künste und Wissenschaften nannte, eine Zeit der Genügsamkeit, willigen Unterordnung unter häusliche und öffentliche Autorität und treuer Pflichterfüllung im bürgerlichen wie im Privatleben, eine Zeit, die in gläubiger, ruhiger Sicherheit vieler Gemüther ihren besten Halt fand. Den Geselstenden ist diese Friedlichkeit und erquickliche Heiterkeit fast schon zu einer poetischen Sage geworden, da sie zu sehr im Gegensatz mit der unruhigen Bewegung steht, welche seit der französischen Revolution alle Elemente und Richtungen des Lebens durchdrungen hat, so daß sich mancher Augen sehnsüchtig nach jener Vergangenheit zu wenden pflegen.

Treten wir zuerst in den häuslichen Kreis. — Vor hundert Jahren lebte man es im Mittelstande, eng bei einander zu wohnen, wenn auch das Haus weiträumig war. Die sam-

liche Hausgenossenschaft bewohnte ein großes Zimmer. In der einen Ecke lag der Hausvater im Sorgenstuhl, schrieb Rechnungen, Briefe, oder las den Reichsoffizier und die hamburgischen Zeitungen; in der andern Ecke lag die Mutter, strickte und ließ die jüngeren Kinder unter ihrer Aufsicht lesen und arbeiten; in einer dritten Ecke saßen wohl gar, wo es noch recht altersfänglich war, die Mägde und spinnen oder säuberten Erben und Pfen. Ein gewaltiger, vierdrücker Rachelofen strahlte im Winter nach allen Seiten hin Wärme aus und diente zu verschiedenen häuslichen Geschäften. Selbst recht wohlhabende Leute liebten ein solches Zusammenleben und öffneten nur bei besondern Gelegenheiten die andern Räume ihrer weiträumigen Häuser. So einfach wie diese Häuslichkeit, war auch die Kleidung und der Gang des täglichen Lebens. Man schaute nichts mehr, als Bekannte, sogar Fremden, sich und sein Haus anders als im vollsten Püße zu zeigen. Ein unerwarteter Besuch, der den Mann im Schlafrock und misfrisiert, die Hausfrau im Hauskleide und die Tochter bei häuslichen Beschäftigungen überfällt, erregte gewöhnlich ebenso viel Verwunderung als Unmuth, und nur eine sehr wichtige Veranlassung konnte einem solchen Ueberfall zur Entschuldigung dienen. Dagegen blieben unsere Großväter und Großmütter auch sehr viel zuhause. Morgenbesuche oder Morgenbesuchergänge waren damals durchaus ungenüßliches; die Männer sah man nur auf ihren Berufswegen, Frauen und Jungfrauen in den Morgenstunden nur auf dem Wege zur Kirche oder aus derselben, in vielen Städten besorgten sie nicht einmal die Einkäufe; es war eingeführt, daß die Kaufleute alles ins Haus schickten. So blieben die Morgenstunden und ein großer Theil des Abends ihnen allein überlassen und die stille Beschäftigung ward noch am ersten durch den Besuch mit den Nachbarn unterbrochen. Denn in den Straßen alter Städte, wo sich die Häuser freundnachbarlich aneinander lehnten, waren auch die Haushaltungen durch einen unspätbaren Zug verbunden, es führten Gänge aus einem Hause in das andere, die Wände waren wohl durchbrochen und begünstigten die trauliche Unterhaltung, zu der auch am Abend die Stenbank vor dem Hause oder die eiserne Brüstung vor einem Parterreerker einluden.

Zu einer so beschränkten, aber glücklichen Häuslichkeit pafte die Erziehungsweise vortrefflich. Die Kinder arbeiteten und spielten unter den Augen der Eltern und in diesem Zusammenleben und in dem Vorbilde rechtschaffenster Väter und Mütter bestand ein großer Theil der Erziehung, ja vielleicht der größte. Rath und That waren gleichmäßig bei der Hand. Die ältern Töchter waren von der Mutter unterwiesen worden, die in der Bibel und in Gellerts Schriften ihre Weisheit erlernt hatte; daran unterrichteten sie wieder die jüngeren Geschwister und sobald diese die Hände geübt haben konnten, wurden sie zur Arbeit angehalten. Dies geschah ohne allen Zwang, denn da das Kind alle arbeiten ließ, so meinte es bald, Arbeiten sei so natürlich als Essen. Dabei wurde wenig Lob verweigert, dagegen wo etwas gegen die Zucht des Hauses gefiel, die Ehrfurcht gegen die Eltern, Lehrender oder ältern Geschwister verlegt, das Aufgegebene nicht gehörig gelernt oder gethan war,

mit allen Fehlern mit dem Leben des kleinen Mittelstandes zusammenhängt, weil in ihm der fieberhaft erregte Puls der Zeit schlägt, weil er mit Kraft und Unerschrockenheit eine wichtige Seite des Lebens der Arbeiter berührt: der unheilvollen Einflüsse der sozialdemokratischen Schlagworte etc. Die Welt, welche der Verfasser schildert, die Menschen, die er auftreten läßt, die Gefühle und Gedanken, welche er ihnen giebt — sie sind nicht erfinden, nicht nach der Schablone gemacht, denn der Autor hat in dieser Welt, mit dieser Menschen gelebt, er kennt die Leben und Freuden, die Drüßner dieser Kreise, aber er fesselt sie Schriftsteller auch die Selbstkritik, die Gestalten für sich wachsen und werden zu lassen etc.

Unter dem Titel „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ erscheint seit Juli v. J. in F. Schirmer's Verlag zu Berlin W., Schwanstraße 5, eine Wochenzeitschrift, die sich ausschließlich den wirtschaftlichen Fragen des Hauses widmet und diese Frage, nach der bisher uns zugegangenen Nummern zu urtheilen, in sehr geschickter Weise erfüllt. Der Inhalt einer jeden Nummer ist ein sehr mannichfaltiger, er erstreckt sich ebensowohl auf die Küche wie auf den Hausgarten, auf die Wäsche wie auf die Gesundheitspflege und birgt außer den gemeinmüßigen Dingen auch Erzählungen und Preisräthel, welche letztere für die Gläubigen, welche sie lösen, durch Anwendung von Pfeffer, Zucker, Chokolade etc. einen erquicklichen Ausgang haben. Der Preis des empfehlenswerthen Blattes ist auf nur 75 Pf. vierteljährlich angesetzt.

welche epochemachende Untersuchungen auf dem Gebiete der Agrilkulturphysik angestellt haben, deren Resultate zahlreiche Erscheinungen im Pflanzen- und Landbau erklären, welche bis dahin räthselhaft erschienen.

Wenn man im allgemeinen von den physikalischen Bodeneigenschaften spricht, so hat man zunächst das Verhalten des Bodens zum Wasser und zur Wärme im Auge und in zweiter Linie erst die Erscheinungen der Abstraktion, welche letztere jedoch ebenso wichtig ist, als jene beiden erst genannten Eigenschaften. — Ich beschränke mich hier auf das Verhalten des Bodens zum Wasser und zur Wärme und werde sprechen:

- a) von der Wasserkapazität,
- b) von der Capillarität und
- c) von der wasseranhaltenden Kraft und dem Kondensationsvermögen des Bodens,

um dann im zweiten Theile das Verhalten des Bodens zur Wärme zum Gegenstand einer näheren Erörterung zu machen und da berücksichtigen:

- a) die spezifische Wärme,
- b) die Wärmekapazität und
- c) die Wärmeleitfähigkeit des Bodens.

Beginnen wir mit der Wasserkapazität oder dem spezifischen Wassergehalt des Bodens. — Man verstand bis jetzt allgemein darunter die Menge Wasser, welche 100 g einer Ackererde vor dem Abtropfen zu schönen und festzuhalten vermögen, wenn man sie auf einem Richter ganz durchläßt hat. Nach dieser Methode hat Schübler die wasserhaltende Kraft verschiedener Bodenarten bestimmt und folgende Zahlen ermittelt:

|                                         |                   |              |
|-----------------------------------------|-------------------|--------------|
| 1. 100 g Quarzand . . . . .             | halten zuvörderst | 25 g Wasser. |
| 2. „ „ Kalksand . . . . .               | „ „ „             | 28 „ „       |
| 3. „ „ leichtenartiger Thon . . . . .   | „ „ „             | 40 „ „       |
| 4. „ „ lehmartiger „ . . . . .          | „ „ „             | 50 „ „       |
| 5. „ „ Thon . . . . .                   | „ „ „             | 70 „ „       |
| 6. „ „ Kalkerde . . . . .               | „ „ „             | 85 „ „       |
| 7. „ „ Humus . . . . .                  | „ „ „             | 190 „ „      |
| 8. „ „ tohlenartige Talleerde . . . . . | „ „ „             | 456 „ „      |

Diese Methode der Bestimmung der Wasserkapazität darf doch nicht so ohne weiteres acceptirt werden, d. h. die so ermittelten Werthe gelten nicht allgemein. Ist es doch, wie Ad. Mayer mit Recht hervorhebt, entschieden nicht einleuchtend, ob man eine kurze oder eine lange Erdsäule bei dem Versuche anwendet. Im ersten Falle wird sich eine größere Zahl ergeben, als im zweiten. Man ist nun nach dem Vorgehen Ad. Mayer's dahin übereingekommen, die Wasserkapazität, ermittelt mit kurzen Erdsäulen, als größte und diejenige mit längeren Erdsäulen als kleinste oder absolute zu bezeichnen. — Da alle älteren und auch viele neueren Versuche mit kurzen Erdsäulen gemacht wurden, so geben die gefundenen Zahlen die größte Wasserkapazität an.

Die Wasserkapazität einer Ackererde ist nun zunächst, wie die angeführten Schübler'schen Zahlen zeigen, abhängig von der Menge der Feineerde, welche in derselben enthalten; aus einer Reihe von Versuchen hat sich ergeben, daß dieselbe ungefähr proportional mit dem Gehalt an Feineerde zunimmt, d. h. mit andern Worten, je mehr feinerdeige Bestandtheile eine Ackererde enthält, um so mehr Wasser vermag dieselbe zu fassen und festzuhalten. Die Versuche von Mayer mit Quarz, Kalksand und Ghys zeigen ferner, daß bei gleicher Korngröße die Wasserkapazität der verschiedenen Medien unter sich nicht sehr stark differirt, und daß die geringen Unterschiede sich zurückführen lassen auf die Porosität der verschiedenen Gesteine, auf die verschiedene geometrische Gestalt u. s. w. Aus dem Gesagten folgt, daß Sandböden eine geringe, Lehmböden eine größere und Thon- und Humusböden die größte Wasserkapazität besitzen. Dann will ich an dieser Stelle noch anführen, daß die Wasserkapazität von Mischungen verschiedener Substanzen von bekannter wasserhaltender Kraft nicht gleich der Summe der wasserhaltenden Kräfte der gemischten Substanzen ist, sondern sich im allgemeinen etwas niedriger stellt. Jedoch hat dieser letzte Satz weniger Bedeutung für die landwirtschaftliche Praxis als für das Experiment.

Die Bestimmung der Wasserkapazität kann allein uns kein klares Bild von den Feuchtigkeitsverhältnissen des Bodens geben; um dieselben zu beurtheilen, darf man die Erscheinungen der Capillarität nicht außer Acht lassen. Unter Capillarität versteht man die Eigenschaft des Bodens, das Wasser vermöge der sog. Capillarkraft zu heben. Die Capillarität beruht auf

dem physikalischen Gesetze, daß zwei nahe einander gegenüberliegende Flächen vermöge der Adhäsion oder Flächenattraktion Flüssigkeiten so fest zu halten vermögen, daß sie der Schwere nicht mehr Folge leisten, — daß sie vielmehr „ausweichen“ den attrahirenden Flächen ausweichen. Und zwar wird das Wasser um so höher gehoben, je näher die beiden oder bei einer Reihe unendlich vielen Flächen einander liegen; — das Wasser wird also in einem Thonboden mit engen Capillarräumen höher gehoben werden als in einem Sandboden mit weiten. In ersterem beträgt die capillare Steighöhe oft über 2 m, während sie bei dem Sande von gewöhnlicher Beschaffenheit meist 0,4 m nicht übersteigt. Eine große Feuchtigkeitsleitfähigkeit des Bodens zu erkennen. In Thonböden steigt dasselbe langsamer in die Höhe als in Sandböden, einfach deshalb, weil es im Thonboden wegen der außerordentlichen Feinheit der einzelnen Bodenpartikel beim Aufsteigen einen größeren Widerstand zu überwinden hat als im Sandboden mit weitern Capillaren. Ebenso dringt Wasser von oben in den Thonboden langsamer ein als in den Sandboden. Bei noch so starkem Regen wird sich auf einem Sandboden kein Wasser ansammeln, während dasselbe auf Thonböden nicht selten in einer mehr oder minder starken Schicht auf der Oberfläche stehen bleibt.

Wir können also auch hier wieder zu dem Resultat, daß Thon- und humose Böden wegen ihres großen Gehaltes an Feineerde die größte Capillarität besitzen.

Die Capillarität der Ackererde ist von großer Bedeutung; sie ist es, welche die Feuchtigkeit auf der Tiefe heraufholt, wenn der Boden oberflächlich abtrocknet; sie hält das auf den Boden fallende Wasser fester in seinen Poren zurück und hindert dadurch dessen Abzug in den Untergrund. Auch der Verdunstung leistet die Capillarität des Bodens einen Widerstand. (Schluß folgt.)

### Sellerie-Anbau.

Im recht großen Sellerieholten zu erzielen, werden die Pflanzen, sobald sie etwa 10 cm hoch sind, auf eine halbhöhe Stelle in einer Entfernung von 6 bis 8 cm vertieft. Vor dem Setzen werden die Wurzeln um die Hälfte ihrer Länge eingekürzt, sowie auch die Blätter — mit Verdonnung des Verblättes — abgekürzt; bei Sonnenhitze sollten die Pflanzen beschattet werden. Man läßt sie einige Zeit fortwachen und verkehrt sie nun, abngs sie zu beschneiden, auf ihren liegenden Standort. Zum Ausheben bedient man sich eines kleinen Spatens oder dergleichen, damit die durch das Weichwerden hervorgerufene kleinen Wurzelverletzungen nicht zu sehr zerissen werden, die Pflanze auch möglichst mit dem Ballen beriebt wird. Die Wurzeln der Sellerie sind sehr empfindlich gegen Sonne und trockene Luft; es dürfen deshalb nicht zu viele Pflanzen auf einmal herausgenommen werden. Das beste flüssige Düngemittel ist eine Mischung von Kollasche, Harn und etwas Reich; oder Düngesatz mit genügend Wasser vermischt. Wenn diese Mischung die mit dem Hohn an die Pflanzen gebracht wird, nicht bereitet werden, so betrieure man die Beete einmal, kurz vor dem Regen, mit altem, abgelagertem Kuh; da dieser das ledige Kollaschewürden der Knollen verbindet. Das Salz, ein vorzügliches Düngemittel für alle Wurzelgewächse wird, wenn nicht in flüssiger Form angewendet, im Herbst oder zeitigen Frühjahre oben aufgesetzt. Ferner sei auf das schädliche Insektvolatere der Sellerie aufmerksam gemacht. Wenn die Knollen von den Seitenwurzeln gereinigt werden, bindet man die Blätter mit einer Schur zusammen, die später wieder gelöst wird. Nach Mitte September erst wird ein Theil der Blätter abgenommen, damit Luft und Kälte besser eindringen können, wodurch die Knollen eine gewisse Reife erhalten. Die Knollen erhalten sich im freien Bm ein gewisses in Gruben eingeschlagen und bei hartem Frost mit Sand und Stroo bedeckt, früher als in dumpfen Stellen im Lande.

### Dusmittel für altes Messing.

Um altes Messing, besonders kleine Figuren, wie Griffe, alte Degen, Beschläge und ähnliches zu reinigen, daß sie wieder wie neu werden, sieht nach herr. Schmitzer in amerikanischen Anzeigern folgendes Verfahren als das vorzüglichste in Anwendung. Man bedient sich eines Theiles Salpeterminerale und 1/2 Theiles Schwefelsäure, welche man in ein gutes idenes oder gläsernes Gefäß gießt, sodng der Gegenstand ganz hineingetaucht werden kann. Nach kurzen Eintauchen nimmt man den Gegenstand heraus, schwenkt ihn schnell und gut in kaltem Wasser ab, trocknet ihn in Sägelängen gut ab und prüft bedienlich schließlich mit dem gelocheren Bismutalkali ab, dann eruchtet der Gegenstand wieder völlig neu.



mirte. Hinabbrechen wollten wir plötzlich aus dem Stalle und mit verhängten Ägeln uns durchschlagen (so ward es beschlossen), und ich verlor mich doch und theuer, daß ich der Vorbereit sein wollte. Doch alles blieb ruhig, und ruhig brach der folgende Tag uns an, nämlich der 10. Sept., an welchem die Quartiermacher der verschiedenen Regimenter der Brigade hier eintrafen. — Den 12. holten wir unsern General Horn ein und den 13. rückte die Brigade, unsere Escadron an der Spitze, in Nantes ein. Sie war indes zum 7. Maren-Regiment getauscht. Es freute mich sehr, als ich bei diesem Regimente Landseute, und zwar Sachsen, erblickte. Es besteht nämlich aus den sonstigen Pöhlwischen Husaren, aus den ehemaligen Schillischen und 2 Escadrons sächsischen Lanciers. Auch das sächsische Kürassierregiment ging bei Nantes weg und marschirte ins Departement Finistère. Mehrere Offiziere dieses Regiments waren heute im Gefolge unseres Generals. Commandeur unseres Regiments ist der Oberlieutenant v. Naben. Das Regiment stand vorher beim 3. Armeecorps und hat in der großen Schlacht viel gelitten. Wir wurden übrigens heute umquartirt und kamen in ein anderes Stadtviertel, nicht in die Kaserne, auf ausdrücklichen Befehl unseres Herrn, welche von dem regulären Militär bezogen werden mußten. Ich erhielt das Quartier nebst Oberförger Wohnung beim Controllor Wtr. Newville, rue Rameau Nr. 3. Die Pferde des ganzen Detachements kamen in einen großen Stall oder vielmehr Schuppen, der auf der einen Seite offen war. Viehwirtschaftliche Stallungen mußten gekonnt werden, dreimal hatten wir täglich Appell, und der Weg von unsrer Art eine halbe Stunde entfernten Quartieren nach dem Schuppen hin war uns bei der ungeheuren Hitze äußerst beschwerlich. Wir erhielten keine Rationen, sowie wir auch den folgenden Tag und so fort Munition, als Fleisch, Speck, Brot, Wein, Gemüße, Schnaps &c. geliefert bekamen. Alles dies wurde nun beim Stalle ausgebreitet und zwar von uns Oberjägern, und da fast jeden Tag „gefaßt“ und verteilt ward, so kann man denken, daß wir bei dreimaligem täglichen

Appell wenig ins Quartier kamen. Habe ich je einen gut gemünzten Franzosen und Dopoliten gesehen, so war es mein Wirth, Herr Newville. Höflich, aufrecht, freigebig, dabei stets heiter, machte er uns die wessigen Stunden, die wir ihn sahen, zu den angenehmen. Wenig bei Tische sahen wir ihn, er war den ganzen Tag in seiner Expedition und den Abend in der Komödie. Wir nationalisirten uns in seinem Hause fast ganz zu Franzosen. Früh um 9 Uhr wurde ein Frühstück, bestehend in Friscoffee, Butterbrot, Feigen, Melonen und Wein, und darauf Kaffee eingenommen. Um 3 Uhr nachmittags wurde zu Mittag gekostet und abends um 10 Uhr das Souper genossen. Jede Speise war auf das Herrlichste zubereitet, der blanke Wein hatte ein verzeherndes Feuer, wir genossen ihn mäßig und mit Wasser. Ein Beispiel, wie wunderbar sich das französische Frauenzimmer trotz ihres frühen Heirathens, trotz ihres Jüngereitens, bis ins Alter erhält, sahen wir in unserer Wirthin. Sie hatte sehr früh geheirathet, war Mutter einer schon lange verheiratheten Tochter und doch im 42. Jahre noch wirklich schön. Ihre älteste Tochter war an einen Artilleriehauptmann verheirathet gewesen, hatte ihn auf seinen Feldzügen nach Deutschland begleitet und ihn in Hamburg im Lazareth sterben gesehen. Sie war ihrem Portrait nach ein schönes Weib, jetzt aber nicht in Nantes. Die aufrichtige Mutter erzählte mir, sie sei vor unserer Ankunft, wie viele andere Frauenzimmer, aus Furcht vor den Breußen geflüchtet und halte sich jetzt in Pantouen, mehr unten an der Loire, auf. Man konnte den lieben Leuten übrigens ihre Auswanderung nicht verdenken, denn man hatte uns fürchterlich geschändet. Einmüthige Schloppen wären wir, mit Hörnern, raub und wild. Ein Brief unserer Wirthin an die Hauptmännin, dessen Konzept ich las, brachte dieser indeß eine ganz andere Meinung von uns bei. Sie schilbete uns auf das Vortheilhafteste und lud sie ein, auf's Eiligste zu kommen, um uns zu sehen und keinen zu lernen. Schade, daß wir vor ihrer Ankunft abmarschirten.

**Land- und Hauswirthschaft.**

**Die wichtigsten physikalischen Eigenschaften der Ackererde.**

Vortrag, gehalten im akademischen Landw. Verein zu Leipzig von stud. oec. et cam. Fr. Franke.

Werden wir einen Blick auf die Literatur unserer Landwirthschaftswissenschaft, so gemahnt uns, daß sich in neuerer Zeit immer mehr die Erkenntniß verbreitet, daß die Fruchtbarkeit des Bodens nicht nur bedingt wird durch die chemische Zusammensetzung desselben, d. h. durch seinen Reichthum an Pflanzennährstoffen, sondern auch durch die physikalischen Eigenschaften; und durch diese vielleicht noch mehr als durch jene, so daß die neueren Forscher auf dem Gebiete der Agriculturnphysik kein Bedenken getragen haben, die physikalischen Bodeneigenschaften als eigentliche Faktoren der Fruchtbarkeit zu betrachten. Wir finden hierin eine gewisse Annäherung an die Ansichten unserer großen Landwirthschaftslehrer zu Anfang und Mitte unseres Jahrhunderts, an die Ansichten von Thaer, Koppe &c., welche lehrten, daß der Humus der Hauptfaktor der Fruchtbarkeit ist, weil derselbe die größte Menge von Pflanzennährstoffen enthalte, während wir jetzt den Humus als einen Faktor der Fruchtbarkeit betrachten, weil die wichtigsten physikalischen Eigenschaften der Ackererde an ihn gebunden sind.

Diese Erkenntniß der Wichtigkeit der physikalischen Bodeneigenschaften hat es auch bewirkt, daß die Agriculturnphysik in den letzten Jahren immer mehr ausgebildet und vervollkommen ist, sodaß wir heute von derselben als einer Wissenschaft für sich sprechen können. Durch diese Wissenschaft wird ohne Zweifel in Verbindung mit der chemischen Zusammenfassung des Bodens im Laufe der Zeit eine Reihe von Erscheinungen im Pflanzenerleben und Pflanzenbau erklärt werden, welche wir jetzt nicht imstande sind. Weß doch jeder Landwirth, daß gewisse Pflanzen besser in einem leichten Boden, andere in einem schweren gedeihen, daß die eine Pflanze einen feuchten, die andere einen trocknen Boden vorzieht, Trübsachen, welche doch auf der physikalischen Beschaffenheit des Bodens

beruhen. — Ja möchte endlich nicht die Behauptung gerechtfertigt erscheinen, daß die physikalischen Bodeneigenschaften auch von großem Einfluß seien auf die Ausbildung einzelner Organe der Pflanze, z. B. der von dem Landwirth zu nutzenden Bestandtheile, auf das Auftreten bestimmter Varietäten u. s. w.?

Was soll ich weiter reden über die Wichtigkeit der physikalischen Bodeneigenschaften hinsichtlich der Bodenbonitur, ist doch ein Boden nur dann als guter Wohnplatz für die Pflanzen zu bezeichnen, wenn seine Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnisse günstige sind.

Daß gewisse physikalische Eigenschaften der Ackererde auf ihre Fruchtbarkeit von größtem Einfluß sind, ergab sich unmittelbar aus der Erfahrung. Der erzie. Forscher, welcher auf dieselben naturwissenschaftlich eingieng, war Schöbler.

In den Jahren 1812—17 als Lehrer der Agriculturnchemie an dem Hellenbergischen Institut zu Hofjoh. und später als Professor zu Tübingen machte Schöbler zahlreiche Versuche über die Lockerheit und Dichtigkeit der Ackererde, ihre Fähigkeit, aus der Luft Feuchtigkeit anzuziehen, ihr Verhalten gegenüber der Wärme, — Untersuchungen, die er zur Förderung und zum Nutzen der Landwirthschaft ausgeführt hat und welche der Ausgangspunkt für alle späteren Forschungen wurden.

Nachdem so Schöbler den ersten Anstoß gegeben und auf die Bedeutung aller dieser Eigenschaften für den Landbau aufmerksam gemacht, gingen auch andere Forscher an, dieselben eingehender zu studiren und ihren Einfluß auf die Vegetation zu begründen. — Es ist als ein ganz besonderes Verdienst v. Liebig's anzusehen, das Wesen der Absorption, eine der wichtigsten physikalischen Bodeneigenschaften, zu erklären durch die Wirkung der Flächenattraction, eine Ansicht, die bahnbrechend geworden ist für die heutige Ansicht von der Pflanzenernährung. — Dann hat sich unser hochverdienter Lehrer der Agriculturnchemie Herr Professor Knop um die Erörterung der hierher gehörigen Erscheinungen verdient gemacht; und in neuester Zeit sind es namentlich Haberlandt, Meyer, Wollny u. a.,

da wurde das Strafamt unerbitlich geübt. Die Liebe der Kinder zu den Eltern war trotz aller Härte und Strenge derelien und trotz des Abhandels, in welchem die Kinder und das Geheine von den Eltern gehalten wurden, darum nicht geringer: ja selbst das erbtuchtsollere Sie hat des jetzt gebräuchlichen vertraulichen Du erhobte nur das reine, liebevolle Verhältnis, welches von dem modernen Geiste, der heutzutage die Familien durchzieht, nur so oft verkannt wird. Es ist eine sehr wahre Bemerkung Zimmerman's, daß dieser Geist dem jetzigen jungen Geschlechte genig die Ahnung giebt, als ob ihm gegen die Eltern Rechte zuzukommen.

Daß die Eltern sich so sehr viel mit den Kindern beschäftigten, lag sowohl in der damaligen Armuth an guten Elementarschulen, als andertheils in der üblen Meinung, welche die Trübsumigkeit und Bedanterie vieler an den öffentlichen Schulen angestellten Lehrer hervorgerufen hatte. Man hat jetzt bei der öffentlichen Erziehung oft befürchtet, daß sie dem Intellektualismus gleich, den der Morgen auf das frische Gras der Wiege wirft, und der schnell gerührt, wie prächtig er auch glänzt, so braucht man dies vor siebzig, achtzig Jahren nicht zu besorgen. Damals reichte es zur vollkommnen Erziehung einer Tochter hin, wenn sie ein paar Lieder, als „ich liebe nur Aemmen“, oder „als ich auf meiner Weide ein Stüchchen Garn bog“, zum Klavier sungen, ein paar Polonaisen recht tollstift und um Meinert regelrecht tanzen, und höchstens ein paar französische Redensarten angänglich herstellern konnte. Der Unterricht in der Religion ward gewöhnlich von Kandidaten besorgt, bis die Vorbereitungen zur Konfirmation eintraten und nachher die heilige Handlung selbst erfolgte, gewöhnlich im Hause des Predigers oder in einer sogenannten Kostkammer. Dem eine öffentliche Konfirmation wurde zu jener Zeit und an manchen Orten des nördlichen Deutschlands noch lange nachher nur für den niederen Bürgerstand schriftlich gefunden, eine eben nicht lebenswerthe Folge der Abänderungen in jener Zeit. Pensionatsanstalten für Töchter gab es nur sehr selten, der Unterricht in den Töchterschulen war, selbst in bedeutenden Städten, herzlich schlecht, und die französischen Manuels (so wurden die Gewerksamter genannt) waren sämtlich geübore Berlinerinnen, ohne Bildung und festes Wissen.

Nicht viel anders war es mit den Knaben. Was die körperliche Erziehung betrifft, so gab es viele Väter in den mittleren Ständen die, wie Arndts Vater, meinten, daß Knaben, die einmal Stein und Stahl anfassen müßten, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfen. In eben diesen Ständen geschah es auch häufig, daß der Vater den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, auch wohl in Latein und in der Geographie selbst erteilte, sogar angegebene Männer verschmähten dies nicht, wie Goethe's Vater, am Unterricht seiner Kinder theilnahm, und Palens Vater, Sponhns der Stadt Altdenburg, seinem Sohne Solme Literatur, Naturrecht, Rechtsgeschichte und römische Alterthümer vortrug. In den lateinischen Schulen oder in den Privat-schulen der Kandidaten mußten die Knaben vor allen Dingen den lutherischen Katechismus auswendig lernen mit allen

landesüblichen Anhängen, den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, den Lehrpunkten, Sprüchen, Reimgebeten und Psalmen, ohne daß nur etwas hinzugefügt wurde, wodurch die trodrene Dogmatik hätte können zur Religion veredelt werden. Dann wurde der Cornelius Nepos vorzogen, die Paradien der Pallasden griechischen Grammatik eingeübt und ohne weiteres von Specius und Joachim Langens Grammatik zum Virgilins und Sallustius mit zehnjährigen Knaben fortgegangen, alles ohne praktische Uebungen. An eine Uebernennung in der Muttersprache wurde nicht gedacht. Mit dem elften und zwölften Jahre trat der Knabe in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein, der Sohn wohlhabender Landleute in das ihm zunächst gelegene, wenn ihn der Dutzparter für fähig zum Studiren erklärt hatte.

Die deutschen Gymnasien hatten zu jener Zeit, wo der Philanthropismus die herrschende Lehrweise in ihrem Inneren wanden zu machen drohte, noch viel Altersümliches. Ein ausgebreiteter Religionsunterricht, viel Latein und Griechisch, weniger Griechisch, waren die Hauptgegenstände der Unterweisung; die Realwissenschaften waren so gut wie ganz ausgeschlossen, die Geschichte wurde meistens nach gestifteten Handbüchern gelehrt, in der Mathematik kam man wenig über die Elementargeometrie hinaus, selten nur an die sphärische Trigonometrie und einzelne Theile der angeordneten Mathematik, in deutschen Sprachunterricht war so geringe Ordnung, daß jeder fast nur auf sein persönliches Talent angewiesen war. Aber es gab damals im protestantischen Deutschland neben vielen, denen die Lehrstellen nur als einstweilige Anstellung oder als Uebergang in das Pfarramt galten, vortheilhafte Lehrer und Netzwerke, welche die Schulzeit mit vernünftiger Strenge handhabten, die Lectüre der alten Klosterväter mit Geschmack leiteten und ihren Schülern einen freien Einblick in die alte Welt eröffneten. Es sei genug, hier die Namen eines Struensee, Junst, Gedde, Meierotto, Stroth, Geißler und Vos genannt zu haben. Auf der andern Seite hatte der Pflanzung unserer vaterländischen Literatur viele der besten Köpfe beigegeben, auch die Jugend an diesen Herrlichkeiten Antheil nehmen zu lassen und sie nicht bloß zu Duchs- und Sprachgelehrten zu bilden. Viel Schönes und Edles ist gerade um diese Zeit vom Collegium Carolinum in Braunschweig ausgegangen. Wo war in den achtziger Jahren eine Universität, die sich höher Beförderer deutscher Literatur zu rühmen hatte, als Götter, Gärtnere, Anselm, Schmid, Eisenburg und Zimmermann in Braunschweig waren?

Möchte nun immerhin in den gelehrten Schulen damals vieles bedenklich, einseitig und unpraktisch sein, so hatten sie doch einen bedeutenden Vorzug: sie überprüften ihre Schüler nicht mit Lehrgegenständen. Um so mehr Zeit blieb zu eigener Beschäftigung und zu freier Entwidlung des Geistes, auf solchen Gebieten, auf die er oft durch ein zufälliges Wort des Lehrers gewiesen worden war. Die Zeit war so still, die Politik lag noch so fern und die Huth des Neuen war noch nicht so mächtig, daß die Kenntniß des Wichtigsten dadurch unmöglich geworden wäre. Vorzugsweise waren es also die klassischen Schriftsteller Griedenlands und Roms, die gelesen

\* Anleitung zur Bildung öffentlicher Genossenschaft zur Ent- und Bewässerung von Grundstücken für Zwecke der Landeskultur in den Provinzen Preußen, Westpreußen, Brandenburg, Posen, Schlesien, Sachsen, Mähren und Böhmen mit Ausnahme des Kreises Siegen, nebst den in Betracht kommenden Gesetzen und Ministerialerlassen. Zugleich ein Kurzes Handbuch des landwirthschaftlichen Wasserrechts für jedermann. Von Dr. jur. Bernhard Weddige, Regierungsrat und Landesstudienrathgeber bei der Regierung in Pöhlen. Berlin und Leipzig. Verlag von J. Guttentag, pag. 1887.

\* Reichthum des Unverfall-Berichtungsgeheßes von C. N. Christ, Advokatverwalter und nichtständigen Mitglied des Reichsversicherungsamtes, und G. Stoiffers, Redacteur der Vertheilung und I. Sekretär des Deutschen Reichsversicherungsamtes. Verlag von C. Kraus in Düsseldorf. Der Inhalt dieses sechsen erschienenen Hefchen besteht in folgenden: — Abschnitt I: Die Entwidlung der deutschen Unfall-Gesetzgebung. — Abschnitt II: Von den Unfallentwädigungen. — Abschnitt III: Von dem Verhalten des Versicherenden behufs Rückzahlung der gesetzlichen Entwidigungen für erlittene Unfälle. (Verfahren vor dem Schiedsgericht). — Abschnitt IV: Von Reichsversicherungsamt. — Hieran schließen sich mehrere sehr instruktive Anhänge. Das Hefchen ist in der That was es sein will. Ein Rathgeber in allen Unfallfragen.

\* Das Nothe und Blane Kreuz. Von Dr. Wilhelm Martinus. Leipzig. Verlag von G. Richter. Preis 50 Pf. 50 Exemplare 20 M. 100 Exemplare 38 M. Der auf dem Gebiete der inneren Mission und bespeziell der Mäßigkeitsbewegung wohlverdiente Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die freie Vereinsmäßigkeit im Dienste gemeinnütziger Nützlichkeiten ein hoher Vorzug unserer Zeit sei, und stellt die Aufgabe, zwei unter ähnlichen Verhältnissen freitende, auf den ersten Blick sehr verschiedene, unerlich aber doch sich berührende Vereine näher zu charakterisiren.

\* Tragische Primadonnen-Ghen. Kultur- und kunstgeschichtliche Erzählung von Dr. Adolf K. o. b. u. t. Leipzig. Verlag von Carl Neuberger. Preis 1 M. Der Verfasser schildert in reichhaltigen Primadonnen des vorigen und dieses Jahrhunderts, die einer Schmelz-Maria, einer Cuzconi, einer Fontana Hoffe, einer Anele Decebel, einer Schröder-Devent, einer Henriette Sonntag, Adelina Patti, Malibran, Uccia u. s. w.

\* An die deutsche Stubenbesatzung! Aufgaben der Zukunft. Berlin. Selbstverlag des Verfassers.

\* Ueber Seelent- und Seelensubstanz bei Nervenkrankheiten. Von Dr. C. Kruse, prakt. Arzt in Nordern. Norden u. Nordern. Dieder. Volk's Verlag. 1887.



turden, jene Werke, die in der Jugend der Menschheit verfaßt sind, und die in ihrer unergänzlichen Vollendung und strengen Form eine ebenmäßige Gestaltung gefunden, kräftiger Gebanten wecken und noch bis auf den heutigen Tag wecken. In der Beschäftigung mit ihnen und in der Schule der Einseitigkeit erwachsen in Sachens Rüstenschüler Klopstock, Lessing, Gellert, Rabener, Richter, und in den wirtembergischen Bildungsanstalten Schiller, Hegel und Schelling, von denen der letztere noch vor kurzem freundlich das Urtheil fällt, daß Cuvier seine geistige Ueberlegenheit als Gelehrter im vollen Sinne des Wortes ohne Zweifel zum Theil dem Umfange verdankt habe, daß er in seiner Jugend an gründlichem altwürttembergischen Schulunterricht Theil zu nehmen Gelegenheit gehabt. Aber auch das Christenthum und die Natur traten den untererborenen, nicht übertrieben Gemüthern der Jugend nahe, wenn auch die ganze populäre Naturwissenschaft in wenigen Abhandlungen von Zieren und Witzgen behandelt, mit denen man die Kinder zu ergötzen suchte, und das Gebotene erfüllte die Lehrjahre mit freundlichen Räthseln und heitern Träumen.

Wie in der Schule die deutsche Poesie etwas sehr Untergeordnetes war und nur in den Volksschulen allmählig die Bücher des Freiherrn von Rodow, Riccards Berliner Lesebuch, Sulzers Vorübungen und Millers historisch-moralische Schilberungen Eingang fanden, so war es auch im Hause der Kinder überlassen, was sie lesen wollten. Für die frühesten Jugend blieben Hübners biblische Geschichten lange Zeit das einzige Lesebuch und festelten mit ihrer Nabelstift und Einfachheit die Herzen. Zu ihnen gesellte sich im Anfang der siebziger Jahre Weißes Kinderfreund, dieses vortreffliche und in seiner Art unübertreffliche Werk, das damals die fröhliche Kindermwelt von trübsinniger Pedanterie und unverständlicher Härte vieler Lehrer zu befreien ansetzte. In Bodenstammern und alten Schränken fand sich noch manches Märchenbuch von Ritter Wandart, von gestiefelten Kater, von Alchensidel und der flugen Prinzessin Finette; die Romane einer früheren Zeit, die apollinische Banse und die Insel Felsenburg, gewährten in stillen Nachmittags- und Sonntagshunden eine angenehme Veltüre, bis der Abend und die Zämmung kam und die Wöden und Kammern für die Kinder unheimlich wurden. Aus mer Müllers Cosmographie bezog oder Martin Crusius schwäbische Chronik, glaubte eine großen Schatz zu besitzen und lag stundenlang davor, denn die Folianten ließen sich nicht fin und her tragen. Die Volksschüler von den vier Paimonskindern, von der schönen Melusine, vom Kaiser Tucavianus, vom Fortunatus mit der ganzen Spinnstätt wurden von Wüchertrollern auf der Straße für weniges Geld festgehalten und entlassen trotzdem, daß sie auf abscheulichem Wespapier und fast unleserlich gedruckt waren, die Kindermwelt weit mehr als Warbachs neue, stierliche Abdrücke. Das Robinson Crusoe, der nach Rousseau lange Zeit allein die Poesie eines Kindes fin sollte und die ganze Schaar der Robinsonaden sich zeitig erschlossen, lag in der Natur der Sache. Welch beneidenswerthes Loos wären es den Kindern, neue Inseln zu entdecken! Wie glücklich ward Lord Anson gezeichnet, dessen Beschreibung seiner Reise um die Welt das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiegeschichten des Märchens verbindet!

Wenn man sich erinnert, wie wenig vor neunzig und hundert Jahren gereist wurde, wie eine Reise von fünfzig bis hundert Meilen bei dem damaligen Zustande der Wege und aller Reisevorrichtungen für ein höchst bedenkliches Unternehmen galt, wie man vor dem Besuche fremder Länder fast wie ein Sterbender von den Seinigen Abschied nahm, und wie ein Mann, der in Philadelphia gewesen war, mit ephremitischer Scheu von Alt und Jung betrachtet wurde — dann wird man die Sehnsucht der Kinder nach fremden Welttheilen und Wäldern begreiflich finden und sich denken können, wie die wunderbaren Bilder von entarteten Kindern und Städten, von Gebirgen, Wäldern und Klüffen sich in den jugendlichen Köpfen gestalten mußten. Und wer unter den Meistern erinnerte sich nicht aus seiner eigenen Kindheit an Ruffs so beliebte Naturgeschichte für Kinder? Ruffs Darstellungen von der Lebensart der Thiere und die Gespräche, welche sie mit einander führen, haben in der That etwas Plastikches. Man sieht den Tiger beimrücken im Gebüsch lauern, die Hyäne schleicht herauf durch die einsamen Straßen orientalischer Städte, Adler und Geier horchen auf hohen Bäumen und der Hamster sammelt sein Getreide in unterirdischen Gebäuden.

Aber, wird man fragen, wo waren die Romane, die No-

vellen, die Gebichte und Schauspiele unserer Zeit? Von solchen Unterhaltungen und Zerstreuungen wußte die Jugend in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege nichts. Bekannte deutsche Romane fanden sich eben so wenig als Lesebüchlein, die man vor dem Anfange der siebziger Jahre kaum dem Namen nach kannte. Man besah sich aus Reiz, wie jetzt aus Wahl, mit Uebersetzungen bänderreicher englischer Romane, wo unzählige Vords und Ladies, Sirs und Misses, mit großer Breite und Weißhändigkeiteit vorgeführt wurden. Am auffälligsten waren Richardsens Romane, der Grandison und die Pamela, und unzählige Jünglinge und Jungfrauen schwärmten für diese Ungeheuer von Tugend und Lebenswürdigkeit und freuten sich der gerechten Strafe der schwarzen Bösewichter, die am Ende des Buches nie auszubleiben pflegte. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen und Gellerts Leben der schwedischen Gräfin sagten gleichfalls der Gemüthsamkeit der Jugend in hohem Grade zu und machten auch auf die ältere Generation großen Eindruck, und darin nichts Gefährliches fand, wie Schiller an seinem bekannten Kenion. Sittverderberliche erschienen die Anlage des Romane, und Fr. Leop. Stolberg erklärte sogar sein Verhältnis zu Halem für abgedorren, weil er Knige nach seinem Tode gelobt hatte. In Sophiens Reise waren überdies Herr Ruff und Konforten gute alte Bekannte aus dem Leben, während die englischen Figuren immer etwas Uebermensliches hatten, wovon jedoch der junge, fröhliche, offene Tom Jones eine Ausnahme machte, für den sich die jüngere Generation ebenso begeisterte, wie sie Wilfil als eine gemeine Seele verachtete. Schafepares Großvater war damals noch nicht ein Eigenthum Deutschlands geworden; aber Homigs Nachtgedanken und Thomsons Jahreszeiten entzündeten in steifen Uebersetzungen die Gemüther und schwebten den elegischen und Naturdichtern als die größten Muster vor.

In derselben Zeit aber, als Friedrich II. sein Haupt mit unvergänglichen Vorberren schmückte, begann mitten im Getümmel der schließlichen Kriege die glänzende Epoche der Wiedergeburt deutscher Poesie und Prosa. Ein großer frischer Geist durchdrang unsere Literatur, und eine schöpferische Genialität, die schwerlich in dieser Jugendfreundigkeit und Stärke wiederkehren dürfte. Die Vegerisierung für die Werke eines Gellert, Haller, Lessing, Herder, Götter, Kleist, Klopstock, Wieland und anderer ruhmwürdiger Männer dieser Zeit blieb nicht in den Bücherzimmern der Gelehrten vergeschlossen, sie ward vielmehr immer mehr das Eigenthum der Männer des Mittelstandes, ja sie drang bis zu den Einfachen und Ungelehrten in fast allen Theilen des deutschen Landes. So kamen solche Bücher auch in die Hände jüngerer und älterer Kinder; sie lasen, was ihnen vorkam und ahnten es nach, sie schilderten die Natur wie Kleist und Zacharia, sie machten Fabeln nach Lessing, sie schrieben Zeyden wie Götter, sie glaubten zu dichten, wenn sie in Klopstocks Hexametern schrieben, sie labten sich an der Kritik in den Herderschen Wäldern und bewunderten den Laocoon. Es ist wahrhaft rührend, über diese Jugendbegeisterung Männer wie Lessing und Niemeier sprechen zu hören, in Johanna Schopenhauers Jugend-erinnerungen die Anklänge aus jener Zeit zu vernehmen oder bei Arndt zu lesen, wie er mit seinen Geschwistern den Raten am väterlichen Hause zu Schorrig auf Jagen in kleine Duobzergärten getheilt hatte, von denen jedes den Namen eines Dichters trug, Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Klopstock, Pöthly, Dversted und Claudius. Es war eine wirklich poetische Epoche.

Aber unter allen diesen großen und glänzenden Erscheinungen erregten zwei vor allen die größte Aufmerksamkeit und die lebendigste Theilnahme bis über Deutschlands Grenzen hinaus. Es waren Goethes Göy von Werlichungen (1773) und sein Werther (1774). Goethe selbst bezeugt, daß die Wirkung des letzteren Buches groß, ja außerordentlich gewesen sei, weil es gerade in die rechte Zeit fiel, wo sie während eines langen, glücklichen Friedens und neben der literarisch-künstlerischen Ausbildung auf deutschem Grund und Boden eine gewisse Sentimentalität und zärtlich-lebendige Asertit entwickelt hatte, die gewöhnlich in eine leibige Selbstqualerei ausarten mußte. Im Werther aber fand sich die jüngere Welt (man denke nur an das, was Goethe über sein sentimental-romantisches Verhältnis zum jungen Plessing erzählt) mit ihren übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Verwünschungen und eingebildeten Verden auf das Anschaulichste dargestellt.

(Fortf. folg.)

### Ein Tagebuch aus den Befreiungskriegen.

III.

Den 5. Sept. betreten wir dann die Bretagne und kamen in das Dorf Les Nouzidres in Quartiere. Nauf ist diese Gegend und wild, Hügel und Thäler wechseln unaufhörlich mit einander ab, Holzung bedeckt das ganze Land. Unzählige Eingeborene durchkreuzen es, bekrängt mit lebendigen Heden, in denen besonders der Brombeerstrauch üppig wuchert. Selbst Eingeborene verirren sich unsern ihrer Dörfer in diesem labyrinthischen Lande. Sparjam sind die Ortschaften hier zerstreut. Jeder Hauswirth hat um seine Hütte her sein kleines Stüchgen Acker, auf dem er meistens Schweißen baut. Wilde Apfel- und Birnbäume umkränzen die Wohnung. Ihren Früchten entpreßt der Bauer den Saft und nennt ihn Cyder; der ist ihm Wein und Bier, er ist sein Alles. Wir Deutschen konnten ihm jedoch keinen Geschmack abgewinnen. Der Bauer hier hat keine Schauern, um sein Weniges von Getreide zu bergen. Er stellt es bei seinem Hause in Diemen auf und drückt es gleich dabei auf einer festgelegenen Tenne. Zum Reingeben des Ausgedroschenen gebraucht man die auch bei uns bekannte kleine Wähle. Doch Klima, Boden und Nationaltracht machen den hiesigen Feldbau nicht blühend, und Buchweizen scheint hier noch am vortheilhaftigsten zu gedeihen. Den größten Reichthum des Volkes macht unfruchtig die Viehzucht, und die hiesige schöne Kuh giebt reichliche Milch, aus der man gute Butter und Käse bereitet, welche man nicht salzt. (Das Salz ist grob und grau, aber scharf, Stein Salz, auch Salz aus Meerwasser gewonnen.) Das Pferd der Normandie und Bretagne ist nicht groß, aber dauerhaft und besonders zum Tragen gut geeignet, denn unbeschäftigt ist hier das Fuhrwesen. Müßsam nur arbeiten sich die zmeirährigen Karren durch die engen Hohlwege. Auch viel Gel hat der Franze hier zu Lande, und auch Maulesel sind häufig hier anzutreffen. Patriarchalisch war der Anblick einer wandernden Familie. Am Fühel leitete der Mann das Maulthier, auf ihm saß seine Frau und seine Kinder, der wenige Hausrath hing zu beiden Seiten des Maulsels in Körben. Auch Dienervater sind die Landeseinwohner, aber lieblich ist nicht ihr erzogter Tonig. Die Blüthe des Brombeerstrauchs, die des Dinkels bietet dem fleißigen Volke der Breiten keinen schönen Honigstoffs. Braum ist der Tonig und zähe, ähnlich dem Abgange des Jaders, dem Syrup. Federwisch, besonders Fühner, bevölkern den Hof des Landmannes, auch Calakutsche in ziemlich Anzahl. Man jagt hier den Hasen, den Fuchs und Wilder. Das Rebhuhn ist hier ein schwer zu erlegendes Wildpret; denn die Heden sind ihm Schutz und gleichsam Freisstätte. Mehr nördlich haufen viele Wölfe und gefährden den Viehstand des Massien. Weinend erzählt einst ein Bauer meinem Freunde Bonfeld, zwei Wölfe hätten in letzter Nacht sein Federwisch und seine Küllber zerfleischt. Er habe traurig aus seiner Wohnung zusehen müssen, weil das schlingende Feuergewehr auch ihm abgefordert worden sei. Auf Befehl des Generals Grafen Lauenzien mußten alle Feuergewehre in diesen Gegenden abgeliefert werden. Die Nationaltracht in dieser Gegend ist originell. Eine leinere Weiße und Hofe, ein blauer oder weißer leinere Kittel darüber und Schupe von Holz, das ist nebst einem Strohhute, der den starkbehaarten Scheitel bedeckt, der einzige Anzug des Bauers. Unbedekt liegt die behaarte Brust da, und die Frauen und Mädchen tragen sich ungefähr wie unsere Bäuerinnen im Harze und Thüringer Walde. Auch eine kurze Jacke trägt mitunter der Bauer, von dem Blitze des Wolfes oder auch des Bären gefertigt. Hier und da stiepen uns in den Dorfschäften Krüppel auf, traurige Opfer des eifernen Kriegsgottes. Sie fanden in ihren Kommunen in verdienstem Ansehen. Die Schatzsucht ist unbedenklich, die Farbe der Schafe weiß schwarz.

Den 6. Sept. kamen wir durch Vitry, eine ansehnliche Stadt im Department D'Alle et Vitaine, mit einer alten, sehr festem Burg, dem ehemaligen Sitz mächtiger Herzoge, nach dem Dorfe Bisseig. Von hier aus ging ich mit einem Lieutenant Weichsel und 20 Jägern ab, den Major v. Wolzogen, den Generalquartiermeister der 23. Bri-

gade, nach Nantes hinzuesfortiren. Streifende Rotten sollten den Umtreis unsicher machen. Wir kamen heute, als am 7. nach der Stadt Chateaubriant, mit einem uralten, noch bewohnten Schlosse. Mit 3 Jägern erhielt ich Quartier bei dem Privatmann Mr. Vidore. Das Quartier war gut, wozu 3 artige Töchter viel beitrugen. Wir trafen am hiesigen Drie 60 Mann preussische Ulanen vom 3. Armecorps, die schon einige Wochen auf Exelution hier lagen. Als sie angelangt wären, erzählten sie uns, wären sie von mehreren Tausend bewaffneten Bürgern eingeholt worden, welche viel royalistische Sinn gezeigt hätten. Später aber hätten die steten Uebungen derselben und die in öffentlichen Häusern angezeigten Stäntereien Verdacht erregt, sie aber, die Ulanen, hätten sie muthig überall zu Paaren getrieben und endlich die vom Lande in der Stadt befindlichen Bewaffneten gänzlich aus derselben verjagt. Da die Einwohner hiesiger Gegend gut königlich gesinnt sein wollen, so haben die Engländer nicht erlangt, eine Menge Gewehre überall zu vertreiben. — Den 8. Sept. kamen wir nach dem Städtchen Rozai in Quartiere. Hier stiepen noch 2 Oberjäger mit 30 Jägern zu uns, so daß wir nun 50 Mann stark waren. Den 9. hielten wir unseren Paradeeinzug in Nantes, der Hauptstadt der Bretagne, am Ausflusse der mächtigen Loire, 8 Meilen vom Meere. Groß war die Zahl des Volkes, das unsern Einzug mit anfab. Oft erklärte: „vive le roi!“ hoch, wunderbar, nur aus dem Munde der Kinder oder des niederen Volks. Wir eskortirten den Major v. Wolzogen vor das Stadthaus, und ließ sich selbiger mit unserm Lieutenant hineinbegab, um Quartiere zu besorgen, hielten wir aufmarschirt. Es versammelte sich eine große Anzahl Leute aus allen Ständen, jeden Alters und Geschlechts, die uns mit ungefähr eben der Neugier betrachteten, wie wir die ersten Kofaken; denn wir waren die ersten Preußen in hiesiger Gegend. Es fanden sich bald mehrere Genarmen und gewisse Soldaten ein, die deutsch sprachen und mit uns sprechen wollten. Niemand bot uns indeßen eine Ehrfurchung an. Unsere Pferde kamen in 2 Kofernen und wir erhielten ziemlich gute Quartiere. Ich souagirte auf dem Magazine für unser Detachement und lernte hier einer artigen Mann, einen Schweden, der sehr gut deutsch sprach, kennen. Ich logirte à la hante rue de chateau Nr. 1 bei Mm. de la Scobatis, die aus jener berühmten Familie gleichen Namens stammte, von der die berühmte Schriftstellerin Madame du Bocage entsprossen ist, deren Bildniß mit dem Motto:

Forma Venus,  
Arte Minerva

im Zimmer hing. Als ich die Briefe dieser Frau über England und Italien einst las, denen dasselbe Porträt, das ich hier sah, vorstand, glaubte ich nicht, bei ihrer Auerwandtin in Nantes, 400 Stunden von meiner Vaterstadt, und zwar durch solche Verletzung der Dinge, einst zu logiren. Das Stammhaus dieser Familie liegt in der Vendee in Ruinen. — Den 10. Sept., Sonntag abends, waren wir in großer Verlegenheit. Hin und wieder hatte man den Tag über viel „vive l'empereur“ rufen gehört und überhaupt sah man uns mit Verachtung an. Bis spät in die Nacht war unser Stall gleichsam mit Menschen belagert, welche immer hineindringen suchten. Jenseits der Loire eine bedeutende feindliche Armee, weshalb uns auch der Ueberzug über den Strom unterragt war. Alles dies zusammen diente nicht dazu, uns zu erheitern. Was hätte auch unser Häuflein von 50 Mann wohl schaffen können? Beim Abendpappel hat uns der Lieutenant, im Stalle zu bleiben, wo er uns Gesellschaft leisten würde; und wir thaten es, auch jattelten wir die Pferde. Von Hitze und Wachen ermüdet beschlich uns großentheils ein süßer Schlummer, aus dem uns aber sörderlich der Ruf: „Augenzeit!“ jochrete; es war letzteres das Werk eines Ulanenblids. Doch blieb es nur beim blinden Galm, der folgendermaßen entstand war: Vor dem obern Stall, wo ein Theil von uns hielt, reiten des Nachts 6 Männer vorbei. Auf das Anrufen des Posten, das sie unbeantwortet lassen, setzten sie sich in Trab und reiten endlich im Galopp davon. Die Meldung von diesem Vorfalle war es nun eben, die uns so all-

